

(Nachdruck verboten.)

40) Der Manksmann.

Roman von Hall Gaine. Autorisierte Uebersetzung.

Man kam jetzt herauf, um Rätke anzukleiden. Sie stolperte beim Aufstehen gegen die Möbel und brach in ein mattes Gelächter aus. Als sie ihr das neue Kleid angelegt hatten, traten alle etwas von ihr zurück und jauchzten vor Entzücken darüber. Sie ergriff den kleinen zerbrochenen Handspiegel, um sich selbst zu besehen. Ihre großen glänzenden Augen hatten einen schmerzlichen Ausdruck.

Die Glocke der Kirche stimmte ihr Hochzeitsgeläute an. Sie mußte scharf hinhorchen, um es zu hören. Alle Töne klangen von so weit her, alles schien ihr in endloser Ferne zu liegen. All ihr Denken und Fühlen war wie in graue Dämmerung gehüllt.

Endlich kam man zu melden, daß die Kutsche bereit stünde und alles nur noch auf die Braut harrte. Sie wiederholte die Botschaft maschinenmäßig, nickte langsam mit dem Kopfe und folgte ihnen hinab. Als sie fast unten war, betrachtete sie die Gesichter aller Anwesenden, als suche sie jemand unter ihnen. Da hörte sie ihren Vater sagen: „Mr. Christian wird uns in der Kirche erwarten.“

Sie lächelte matt und erwiderte die herzliche Begrüßung der Leute mit undeutlicher Stimme. Es entstand ein teilnehmendes Klüstern beim Anblick ihres blassen Gesichts. „Bleich, aber vornehm,“ sagte jemand. Da griff Nancy ein und zog ihr den Brautschleier über das Gesicht.

In der nächsten Minute war sie aus dem Hause getreten und stand hinten am Wagen. Der Kutscher mit seiner weißen Rosette hielt die geöffnete Thür auf der einen Seite, und ihr Vater stützte ihren Arm auf der andern.

„Muß ich denn gehen?“ fragte sie in hilflosem Ton.

„Nun, ich dachte doch!“ sagte César. „Soll der Mann denn allein gehen und sich selbst heiraten, wie?“

Es entstand ein Gelächter unter den Umstehenden; sie lachte mit und stieg ein. Die Mutter folgte ihr in laut knitternder, alter Seide, dann kam Nancy Zoe, von Lavendel und Saardöl duftend. Zuletzt stieg noch ihr Vater ein, dem der große, warmherzige Pete folgte.

Freudenschüsse aus sechs Flinten wurden dicht an den Kutschenfenstern abgefeuert. Die Pferde bäumten sich, Nancy schrie und Grannie fuhr erschrocken zusammen, Rätke verzog aber keine Miene. Die Leute umdrängten den Wagen und schrien wie auf einem Jahrmarkt alle durch einander zum Kutschenfenster hinein: „Glück mit Dir, alter Junge! Glück und Heil! Glück und Heil!“ Pete antwortete mit einer Donnerstimme, als gelte es, die Decke des Wagens in die Luft zu sprengen, und warf Händevoll Geld unter die Leute, sobald sich die Pferde in Bewegung setzten.

Sie fuhren langsam die Straße hinab. Der Klang einer Klarinette kam ihnen entgegen; zugleich vernahm man den festen, gleichmäßigen Schritt der Leute, die sich im Marschtempo bewegten und zu beiden Seiten das Stampfen und Gewirre einer untergeordneten Volksmenge. Der Morgen war warm und schön. Hier und da glänzte auf den Hecken der letzte Goldschimmer des wilden Senfs und der erste des herblichen Stachginsters. Die Fahrt ging an mehreren Häusern vorüber, denen der letzte Sturm das Dach weggerissen hatte, und ein- oder zweimal kamen sie an einem umgeworfenen Baumstamm vorbei, der mit seinen dünnen, vergilbten Blättern auf dem welken Grase lag.

Auf Rätke machten diese Bilder und Klänge nur einen unbestimmten Eindruck. Es war ihr alles wie ein Traum, — ein wacher Traum in einer Schattenwelt. Sie wußte jedoch, wo sie war und wohin sie ging. Noch immer glühte eine leise Hoffnung in ihr. Sie erwartete noch immer eine Art Wunder. Philipp würde in der Kirche sein. Es mußte etwas Uebernatürliches geschehen.

Sie fuhren jetzt scharf vor, das Glas der Wagenfenster klirrte, das Geplauder, das im Wagen nicht gestocht hatte, hörte auf.

„Da sind wir,“ rief César; draußen erhoben sich Stimmen und die im Wagen Sitzenden stiegen aus. Sie sah eine Hand, die sich ihr entgegenstreckte, und wußte, wenn sie

gehörte, noch ehe sie die Augen erhoben hat. Philipp war da. Er wollte ihr beim Aussteigen behilflich sein.

„Muß ich denn aussteigen?“ fragte sie hilflos.

César sagte etwas, das die Leute wieder zum Lachen brachte, sie lächelte matt und ergriff Philipps Hand. Sie hielt sie einen Augenblick fest, als erwarte sie, daß er ihr etwas sagen würde, er aber nahm nur den Hut ab. Sein Gesicht war weiß wie Marmor. „Er wird noch sprechen,“ dachte sie.

Ueber den Thortweg zum Kirchhof erhob sich ein Bogen von Blumen und Zimmergrün, auf dem in bunten Buchstaben die Inschrift prangte: „Gott segne das glückliche Paar.“ Der abschüssige Weg, der wie in eine Thalschlucht hinabführte, war mit Nelken und kleinen Fuchstanzweigen bestreut. Unten aber stand die alte ephraumrannte Kirche wie ein grüner moosbedeckter Felsen im Meere.

Auf ihres Vaters Arm gelehnt, trat sie in die Vorhalle ein. Die Kirche war gedrängt voll. Als sie unten an der Galerie vorüberging, entstand oben ein Stimmengewirr wie Vogelgezwitscher. Die Mädchen der Sonntagsschule waren dort, sahen herunter und sprachen eifrig miteinander. Dann hörte plötzlich das Husten und Räuspern auf; eine andächtige Stimmung gewann Raum; einen Augenblick schien die ganze Versammlung den Atem anzuhalten. Dann hörte man wieder einzelne Ausrufe, und das Husten und Räuspern begann aufs neue. „Wie blaß!“ — „Das arme Ding ist nicht stark genug.“ Jedermann bedauerte sie wegen ihres leidenden Aussehens.

„Stellen Sie sich hierher!“ sagte jemand mit sanfter Stimme zu ihr.

„Muß ich?“ fragte sie ganz laut.

Auf einmal ward sie gewahrt, daß sie ganz allein vor dem Altar stand und ihr gegenüber der Geistliche, der alte Pfarrer Quiggin mit dem roten Gesicht, im weißen Chorhemd. Jemand kam und stellte sich neben sie. Es war Pete. Sie sah ihn nicht an, aber sie fühlte sich durch seine beruhigende Nähe wieder erleichtert. Nach einem Weichen sah sie sich um. Philipp stand einen Schritt hinter Pete. Er blickte zu Boden.

Nun fing der Gottesdienst an. Der Pfarrer murmelte etwas mit gedämpfter Stimme, sie aber hörte nicht zu. Sie ertappte sich, wie sie den über der Kanzel angebrachten mantischen Bibel spruch zu buchstabieren versuchte: „Bannet Peshyn Ta Cheest ayns Eannya y Chearn!“ (Gesegnet ist, der da kommt im Namen des Herrn.)

Plötzlich gewannen die Worte, die der Pfarrer sprach, eine Bedeutung für sie und machten sie erbeben.

„... Der Apostel Paulus hat befohlen, den Ehestand heilig zu halten und denselben nicht unbedachtsam, lästern oder leichtsinnig einzugehen —“

Sie schien zu wissen, daß Philipps Augen auf ihr ruhten. Sie fühlte es, als sein Blick ihr zu Haupt traf, und der Schleier über ihrem Gesicht fing an zu zittern.

Der Pfarrer aber fuhr fort:

„Darum so jemand ein Hindernis wüßte, warum diese Personen nicht sollten ehelich zusammenkommen, der möge es jetzt anzeigen, sich aber späterhin alles Einspruchs enthalten.“

Sie wendete sich halb um. Ihre Augen fielen auf Philipp. Sein Gesicht war farblos und verzerrt, seine Stirne leichenblaß. Sie war überzeugt, daß sich etwas ereignen würde. Es war jetzt Zeit für das Wunder. Ihr schien, als ob die ganze Versammlung zu ahnen begänne, welches Band zwischen ihm und ihr bestiehe. Es kümmerte sie nicht, weil er es ja bald offen erklären würde. Er wollte es eben jetzt thun, denn er hatte sich ausgerichtet — er war im Begriff, zu sprechen.

Nein, das Wunder kam nicht. Philipps Augen senkten sich vor den ihren. Er blickte zu Boden. Er bohrte nur den einen Fuß in den roten Fries, der den Boden bedeckte. Sie fühlte sich so müde, so müde und ach, so eiskalt.

Der Pfarrer hatte inzwischen weiter gelesen. Als sie ihm wieder zuhörte, sagte er gerade:

„... wie ihr antworten werdet am Tage des Gerichts, da alle Geheimnisse eines Herzens offenbar werden sollen, daß, wenn einer von euch ein Hindernis weiß, um dessentwillen ihr nicht dem Gesetze nach ehelich verbunden werden könnt, ihr es jetzt bekennet.“

Der Pfarrer hielt inne. Er pflegte stets bei dieser Stelle inne zu halten. Die Pause war für ihn von keiner Bedeutung, von desto größerer aber für Käthe. Ein Hindernis? Ja freilich lag ein Hindernis vor. Es bekennen? Wie konnte sie das jemals thun? Die Warnung erschreckte sie. Sie schien wie für sie allein gemacht. Wohl hatte sie die Worte schon früher gehört, sich aber nichts dabei gedacht. Jetzt schienen sie ihr bis tief in die Seele hinein zu brennen. Sie fing an, heftig zu zittern.

Ein undeutliches Murren folgte, dessen Sinn sie nicht zu fassen vermochte. Der Pfarrer schien jetzt zu Pete zu sprechen:

„... willst Du sie lieben, sie schützen, sie ehren und zu ihr halten, bis der Tod Euch einst scheidet?“

Und dann schlug Petes Stimme an ihr Ohr, die voll und kräftig aus seiner breiten Brust kam und ihr doch gleich dem Summen in einer Muschel wie aus weiter Ferne klang: „Ja.“

Darauf schien es, als ob der Pfarrer dicht vor ihrem Gesicht spräche: „Willst Du diesen Mann zu Deinem ehelichen Gatten nehmen und mit ihm nach Gottes Gebot in dem heiligen Ehestand leben? Willst Du ihm gehorchen, ihm dienen, ihn lieben und ehren und zu ihm halten in Gesundheit und Krankheit? Willst Du allem andren entsagen und ihm treu anhängen, bis der Tod Euch einst scheidet?“

Käthe war weit fort mit ihren Gedanken. Sie buchstabierte das manische Bibelwort: „Bannet T'esbyn Ta Chest!“ aber die Buchstaben tanzten durch einander, und gelbe Pächter flimmerten ihr vor den Augen. Plötzlich ward sie gewahr, daß des Pfarrers Stimme schwieg. Es herrschte lautlose Stille, dann entstand ein ängstliches Geräusch, worauf jemand etwas mit sanfter Stimme sagte.

„Wie?“ fragte sie laut.

Der Pfarrer raunte ihr jetzt im Flüsterton zu: „Sagen Sie — ja!“

„Ach —“ murmelte sie.

„Ja! — weiter ist nichts nötig. Sagen Sie es mir nach: „Ja!““

Sie bewegte die Lippen, doch wurde das Wort fast nur von dem Pfarrer gesprochen. Zunächst ward sie sich bewußt, daß eine andre Hand plötzlich die ihre hielt. Sie fühlte sich sicherer, da ihre armen kalten Finger in dieser großen warmen Handfläche lagen. Es war Pete, der jetzt wieder sprach. Was er sagte, hörte sie kaum; aber alle ihre Nerven zuckten bei dem Klang seiner Stimme.

„Ich, Peter Quilliam, nehme Dich, Katharina Cregeen —“

Dann ward alles nur ein undeutliches Gemurre, das sich in nichts verlor, wie der leise verhallende Anschlag einer Welle ans Ufer. Jetzt sprach der Pfarrer wieder zu ihr, sanft schmeichelnd, wie zu einem eingeschüchterten Kinde: „Fürchten Sie sich nicht, versuchen Sie nur, mir nachzusprechen. Nehmen Sie sich Zeit.“

Dann laut: „Ich, Katharina Cregeen —“

Ihre Kehle war wie zugeschnürt, sie stockte; endlich aber sprach sie doch mit tonloser Stimme als redete sie im Schlaf:

„Ich, Katharina Cregeen —“

„Nehme Dich, Peter Quilliam —“

Sie stammelte in gebrochenen Lauten: „nehme Dich, Peter Quilliam —“

Und dann kam alles andre herausgestürzt: manche Wörter blieben weg, manche waren deutlich vernehmbar.

„Zu meinem ehelichen Gatten, Dein zu sein und Dir anzuhängen —“

„zu sein und anzuhängen —“

„von dem heutigen Tage an — bis der Tod uns scheidet —“

„Tod uns scheidet —“

„Dazu gelob' ich Dir Treue —“

„Treue —“

Das letzte Wort kam wie ein gebrochenes Echo heraus, und dann ging ein Summen durch die Kirche und ein hörbares Aufatmen.

Pete hatte ihre linke Hand ergriffen und steckte ihr den Ring an den Finger. Sie fühlte seinen warmen Atem und hörte die Worte:

„Mit diesem Ringe eheliche ich Dich, mit meinem Selbst berehre ich Dich, mit all meinem weltlichen Besitze begabe ich Dich! Amen!“

Wieder ließ sie ihre kalte Hand in Petes warmer liegen. Er streichelte sie zärtlich mit der andren.

Es war alles wie ein Traum. Sie schien erst wieder zu

erwachen, als sie durch das Kirchenschiff ging. Geisterhafte Gesichter lächelten sie zu beiden Seiten an, und der Chor auf der Galerie hinter den Schulmädchen sang jetzt den Psalm, wobei John, der Küster, mit rauher Stimme immer schon das erste Wort des neuen Verses anstimmte, wenn die andern noch das letzte Wort des vorigen sangen:

„Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum;

Deine Kinder wie Oelzweige um deinen Tisch her.
Wie es von Anfang war und ist und sein wird immer und ewiglich. Amen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Am Schwedischen Waldgebiet.

Mit großem Holzreichtum gesegnete Gebiete giebt es in Europa nicht allzu viele. Die alten romanischen Kulturländer sind ja schon von den Römern abgeholzt worden; in den sildgermanischen Landstrichen hat der Ackerbau die Wälder stark gelichtet; nur in Nord- und Osteuropa, wo kurze Sommer und strenge Winter eine erfolgreiche Bearbeitung des Bodens sehr erschweren, hat der Baumbestand seine Herrschaft erhalten. Zu den wenigen Ländern, die hierher zu rechnen sind, gehört auch Schweden, das in seinem nördlich vom Bener- und Wetter-See gelegenen Teile noch den ausgesprochenen Charakter eines Waldlandes trägt.

In der Hauptsache sind es Tannen, die hier in dichten, ungeheuren Wäldern zusammenstehen; neben der Tanne erkrent die schlanke Birke mit ihren schmiegamen, im Winde schaukelnden Zweigen das Auge. Auch die Birke bildet Wälder, jedoch von kleinerer Ausdehnung; meistens säumt sie nur in breiten Streifen mit ihren weißen Stämmen und ihrem leichten Blaugrün die ersten, dunklen Tannenwälder ein. In der Nähe der Seen tritt auch die Erle waldähnlich auf, jedoch geht bei der Erle der Waldcharakter schon dadurch verloren, daß dieser Baum niemals recht über ein strauchartiges Aussehen hinauskommt. Hier und wieder ein paar Fichten, seltener Buchen und noch seltener Lärchen ergänzen das landschaftliche Bild.

Stundenlang kann man in diesen Gegenden mit der Bahn fahren, ohne irgend etwas andres als Wälder und Seen zu Gesicht zu bekommen. Kein Strand, kein Schilf säumt diese Seen mit dem bleigrauen Wasser ein. Hart bis ans Wasser treten die Nadelbäume, die auf dem mit Felskrümmern überdeckten Waldboden gewachsen sind. Nirgends eine Ortschaft, ein Landstädtchen oder auch nur ein Dorf. Wohl hält die Bahn an kleinen, im Fahrplan als „Station“, bezeichneten Holzhöfchen. Doch das sind nur die Güterabfertigungsstellen für die Schneidemühlen und Sägewerke, die die an Ort und Stelle gefällten Stämme zu Balken und Brettern verarbeiten, die dann in den größeren Ortschaften und in den Hafensstädten guten Absatz finden.

Trotz der oft fünfzig und mehr Wagen zählenden Güterzüge, die ganz mit Holz beladen sind, merkt man es diesen Wäldern nicht an, daß in ihnen die unermüdete Hand des Holzfällers arbeitet. Totenstille lagert über den dunklen Zweigen der Tannen. Nur manchmal ertönt ein heiserer Raubvogelschrei, oder ein rotes Feuer glüht hinter dem dunklen Grün, wenn in später Abendstunde die Sonne unter den Horizont gesunken ist.

Diese Wälder müssen schier unerschöpflich sein, denn was die Eisenbahn aus ihren Vereichen fortschleppt, ist nur ein ganz winziger Bruchteil. Die breiten Ströme, die großen Seen bieten bessere und billigere Transportmöglichkeiten. Der Dalef mit seinen beiden mächtigen Quellflüssen, dem Wester- und Dester-Dalef, die sich in der Jaluner Gegend miteinander vereinigen, ist immer von großen Schleppdampfern befahren, die eine ganze Reihe umgefäher Holzfähre hinter sich her ziehen. Auf diesen Rähnen türmen sich die Bretterbündel oft zu erstaunlicher Höhe auf. Daneben treiben Flöße, welche die unbehauenen Stämme weiter befördern. Schwere Dampfschiffspiffe, schwermütige Flößerlieder und das leise, taktmäßige Klatschen der Dalefswellen an die tannenbestandenen Ufer geben den in die Fremde ziehenden Brettern und Stämmen das Geleite.

In diesen nur sehr wenig Ackerbau und Viehzucht treibenden Distrikten des nördlichen Mittelschwedens ist der Wald eine Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung. Er muß das ergänzen, was Fluß und See nicht bieten können. Hier und da ein Stück Wild oder zur Sommerzeit reichlich wachsende Waldbeeren hat er freiwillig für den Menschen übrig. Alles andre muß ihm abgerungen werden in harter und beschwerlicher Arbeit. Das Holz will gefällt, transportiert und verarbeitet werden. Die Birke will anders behandelt sein, als die Tanne und die Tanne anders als die Fichte, wenn man aus allen Holzbestandteilen etwas Nützliches und Erträgnisreiches herausarbeiten will.

Haus und Häuslichkeit der in diesen Waldgegenden wohnenden Menschen geben hierüber schon gute Auskunft. Alles ist aus Holz. Die kleinen rot angestrichenen Holzhäuser mit ihren weißen Thüren und Fenstereinrahmungen machen gar keinen lässlichen Eindruck. In einer kleinen Bodenervertiefung ruhen sie auf drei festen Holzballen, über die rechtwinklig die Dielenbalken laufen. Ist es ein einfaches Haus, so besteht es nur aus einem Raum, dessen Wände aus lotrecht zum Erdboden stehenden Brettern errichtet sind. Das nach vorn sich ab-

Schrägende Dach ist mit Birkenrinden gebedt, die durch Felssteine beschwert sind. Nach der Hinterseite hin ist ein niedriger Verhöhl, die Küche, angebaut. Das bessere Haus ist gewöhnlich zweistöckig. Es besitzt ein Fundament aus Granitquadern und hat doppelte Wände. Die senkrecht zum Erdboden errichtete Wand wird nach außen hin von einer horizontal und schuppenartig übereinandergelegten Bretterschicht geschützt. Das Dach ist hier mit roten Ziegeln oder mit Dachpappe gebedt. Wo das Quergebälk zum Vorschein kommt, ist es oft mit reicher Schnitzarbeit ausgestattet. Da sieht man Bären-, Hunde- und Fischköpfe, auch Lammengapsen und Blattornamente. Ein wahres Kunstwerk ist aber manchmal die am Eingang zum Hause angebrachte Veranda. Wo nicht spizenähnliche Säge- und Holzschneiderei ein kleines kunstgewerbliches Meisterwerk zu stande gebracht haben, werden durch Aufnagelung von Ornamenten, die aus Birkenrinde geschnitten sind, oft starke Wirkungen erzielt.

Und wie der Außenbau, so auch das Innere eines solchen Hauses. Mächtige buntbemalte Truhen stehen an den Wänden. Gewöhnlich sind es so viel Truhen, wie erwachsene Frauen im Hause sind. Rot oder gelb gestrichene Bettstellen aus Birken- oder Lammholz, kastenartige Schränke mit oft recht primitiven Holzverschlüssen, derbe massive Tische und noch derbere Stühle bilden das Meublement eines solchen Hauses. Holz wird auch zu einzelnen Kleidungsstücken in diesen Gegenden verwandt; so tragen die Schuhe Sohlen und Absätze aus Birkenrinde; auch Mützen, aus Birkenbast angefertigt, werden vielfach getragen.

Wenn im Winter See und Fluß zugefroren und Weg und Steg verschneit sind, dann findet das im Sommer geblagene, nimmehr gut ausgetrocknete Holz seine Verwendung im Hausbetrieb. Holzspielsachen für Kinder werden geschnitten, hölzerne Dreiräder, Kochlöffel und Schaumkellen, Webelämme, Sensen- und Sägengestelle gearbeitet. Geschicktere Schnitzer und Drechsler haben hier das Kunsthandwerk zu einer gewissen Blüte gebracht. Ihre Erzeugnisse werden in den größeren Städten ziemlich stark begehrt. Da sind besonders die kunstvoll geschnitzten Truhen, die mit den sogenannten Falmer Diamanten ausgelegt sind. Diese Falmer Diamanten haben einen außerordentlich lebhaften Glanz und werden hergestellt, indem man nach Art von Brillanten geschliffene Gläser in eine geschmolzene Zinnlegierung, der zur Hälfte Blei beigemischt ist, taucht. Entfernt man nach dem Erkalten das den Gläser noch anhaftende Metall, so erstrahlen sie in einem prächtigen Glanze, der sich weder an der Luft verliert, noch durch Verreiben leidet.

Mit diesen Falmer Diamanten, oder auch mit polierten Kupferplättchen werden auch die aus Holz gedrehten, rot oder grün angestrichenen Leuchter ausgelegt, die man in jedem Hause findet und auf allen Märkten zu kaufen bekommt.

Kleine mit geschliffenen Kieselsteinen, mit Kupfer oder auch Zinn angelegte Nähnädeln aus Birkenholz, Spinnräder, Stickschalen, Walfenköpfe, Holzleischnitzereien werden zu Hunderten in den langen Wintertagen verfertigt und bei Gelegenheit auf den Markt der größeren Städte gebracht.

Vom Holze lebt hier alles. In irgend einer Form bietet es jedem Arbeit und damit auch Nahrung. Man kann den Wert und die Bedeutung des Holzes am besten daran messen, daß selbst die anderweitig gepflasterten oder mit Asphalt ausgelegten Bahnhöfe in diesen Distrikten mit Holz gebedt sind. Selbst in größeren Städten, wie Storö, Falun, Gesla, ja selbst in Upsala, sind Kirchen und Theater aus Holz gebedt.

Längs der Schienenwege ziehen sich oft auf Strecken von Kilometern Holzaufrichtungen hin. Zwischen den Telegraphenstangen sind sie aufgeschichtet, zu großen, bienenkorbartigen Häufen sind sie in den Lichungen aufgetürmt, und stellenweise sind namentlich die jungen Birkenstämme gatterartig aufeinandergelegt; durch diese Art der Aufstapelung sollen die saftgrünen Stämmchen besser austrocknen.

Das nördliche Schweden ist beinahe zu zwei Dritteln mit Wald bebedt. Etwa ein Fünftel des jährlich geschlagenen Holzes, das auf 30 Millionen Kubikmeter angegeben wird, geht ins Ausland und zwar namentlich nach England. In Form von Balken, Sparren, Stützen, Brettern, Planen, Masten und Bauholz wird es die Flüsse hinunter in die Hafensstädte transportiert.

Den weitaus größten Teil des geschlagenen Holzes aber schaffen die Eisenbahnen in das Innere des Landes, namentlich in die großen Industriezentren Mittelschwedens, wo Tischlereien, Schiffswerften, Streichholzfabriken und Papiermühlen ihren ausgedehnten Holzbedarf ständig erweitern. —

L.

Kleines Heuilleton.

Kunsthandwerk einst und jetzt. In einem so beklügelten Vortrage zog der Architekt August Eudel am Sonntag (Architektenhaus) eine Parallele zwischen den Bedingungen, unter denen der Künstler heute schafft und unter denen er ehemals tätig war. Die Ausführungen des Vortragenden hielten sich zwar sehr im Gebiete der Allgemeinheiten, waren aber höchst interessant. „Wir leben in einer künstlerisch toten Zeit“, so lautet sein Grundton. Woher rührt dieser Sturz aus ehemaliger Höhe? Heute sind Künstler und Publikum vollständig geschieden; in Milieu und Gesellschaftsanschauung haben sie nichts mit einander gemein. Früher gab es nicht diese scharfe Scheidung, gab es eine einheitliche Kultur. Heute spricht der Künstler in einer fremden Zunge

und wird darum nicht verstanden. Damals war er nicht mehr als jeder andre Handwerker auch. Er gehörte mit zur Masse des Volkes, war mit ihr eins im Wissen und Fühlen. Darin wurde auch alles, was der Künstler schuf, von den andern begriffen. Es gab natürlich geniale und dürftige Künstler, aber was gemacht wurde, das war wenigstens überhaupt aus einem künstlerischen Geiste heraus geschaffen: mit der Seele, mit dem Herzen. Heute dagegen arbeitet die Kunst mit dem Verstande und wird mit dem Verstande aufgefacht. In den alten Zeiten hatte man über allem übrigen das religiöse Leben, das alles umspannte. Heute haben wir nichts derartiges. Für die Kunst hat das bedenkliche Folgen. Sie spricht zum Gefühl, und es ist für sie also nicht gleichgültig, ob das Gefühl für sie durch die Religion geweckt ist. Für den Künstler sind die Folgen noch schlimmer, als für das Publikum. Er hat nun nichts, woran er sich klammern kann. Früher kam man als ganz junger Mensch in eine Werkstatte. Man sah, wie andre Leute erfanden. Das Erfinden selbst war etwas Selbstverständliches. Heute brauchen wir lange Jahre, um zu wissen: Was ist eigentlich schön? Wir haben keinen Halt, sind ohne Tradition. Die Phantasie des heutigen Architekten ist sein Photographieschranke. Er kombiniert Blatt 107 mit 103 und macht daraus ein neues Gemälde. Diese Leute sind nicht im Stande, uns zu sagen: wie sollen wir erfinden? Die Handwerker und Arbeiter, mit denen wir zu thun bekommen, haben niemals schöne Dinge gesehen und wissen darum gar nicht zu unterscheiden, sind durch billige Arbeit verdorben; sie sind stumpf, müde, ein Material, mit dem man nichts anfangen kann. Ueberall aber ist der eigentliche Kern- und Krebschaden der Intellektualismus: das hat uns das ganze Leben ruiniert. Im Mittelalter war es um die exakten Wissenschaften schlecht bestellt; aber da wurden die großen Minster geschaffen. Uns sind die exakten Wissenschaften mit ihrer großartigen Entwicklung gefährlich geworden: wir franken am Ueberwuchern des Verstandes. Damit ist die Kunst, das Gefühl für das Schöne vernichtet. Wir sehen die Dinge bloß noch vom Nützlichkeitsstandpunkt an. Darüber sind wir verzweifelt. Das ganze 19. Jahrhundert sucht nach etwas Festem, was außerhalb des Wissen liegt. Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ hat uns den letzten Glauben geraubt. Als bald aber stößen neue philosophische Systeme auf, die den Glauben an Gott zu retten suchen. Die ganze Sektiererei unsrer Zeit kommt bloß daher, daß die Welt entgöttert ist: die Menschen suchen vergeblich, das Verlorene wiederzufinden. Der Weg führt aber nicht zurück. Wir thun nicht gut, Mystiker zu werden. Auch fremde Religionen, Buddhismus usw. können uns nicht helfen. Die exakten Wissenschaften werden ihren eignen Intellektualismus vernichten. Man ist in den letzten fünf Jahrzehnten auf die Psychologie gekommen. Man möchte die menschliche Seele intellektuell in die Hände bekommen. Bei dem Untersuchen der menschlichen Seele kommt der exakte Wissenschaftler darauf, daß all unser Leben von uns abhängt. Unser Leben besteht gar nicht ausschließlich darin, zu wissen. Das Wissen ist nötige Nebensache, aber nicht das Leben selbst. Welchen Wert haben die Dinge für uns? Was bedeuten sie für unser Gefühlsleben? Die Welt, wie sie ist, wie wir sie lieb haben, erfieht neu. Die schöne Welt ist ein Teil der Welt, die ist. Die Fähigkeit, das Schöne herauszufinden, thut uns in erster Linie not. Schönheit giebt Kraft, wir können sie nicht entbehren. Das erste Mal, wo man die Höhe in den einsamen Wogen des Straßburger Münsters wirklich empfindet, überkommt uns die Gewißheit des Schönen. Viele Menschen müssen dies Erlebnis haben. Dann kommen für das Kunsthandwerk bessere Tage. Wenn die Leute sich nicht mehr einreden: „Das muß schön sein“, sondern es wirklich fühlen, dann wird auch Kunstbedürfnis da sein. Dann werden Künstler anstanden und Boden finden können. Zweitens müssen wir außer dem Sehen, lernen, wie man es macht. Diejenigen, die erfinden können, müssen es auch sagen können, müssen Schüler um sich haben, die es von ihnen lernen. Eine Tradition ist uns erforderlich: dann werden wir auch reine Kunstwerke haben. Das kann aber nur sein, wenn unser Milieu ein andres geworden ist, wenn alle die gemüthlichen, häßlichen Dinge verschwunden sind. Dann wird es selbstverständlich sein zu schaffen. Dann werden es nicht einzelne sein, die schaffen können, sondern viele. Dann wird der Handwerker Künstler sein. Der Mann, der nichts gelernt hat, als sein Handwerk, wird dann schaffen in der Auffassung, die seiner Zeit gemäß ist. Ob es dahin kommen werde, das ließ der Vortragende im Zweifel. —

Musik.

Das Opernhaus geht in die Ferien und kündigt für den nächsten Winter Taten an, daß einem vor solchen Versprechungen angst und bange wird. Man muß nur eben nicht so dumm sein, alles das zu glauben. Wir lernen ja auch nicht wenige Leistungen kennen, in denen mehr gehalten als versprochen wird. So geschieht es z. B. in manchen Schüleraufführungen musikalischer Lehranstalten. Wollten wir auf sie in gerecht gleichmäßiger Weise eingehen, so müßten wir unsern Namen weitaus überscheiden. Namen zu nennen, können wir uns hier deshalb am allerwenigsten erlauben. Doch mit Befriedigung denken wir zurück an eine in diesen Tagen gehörte Aufführung eines Schülerorchesters und — um eine tüchtige Leistung herauszugreifen — an den Vortrag des äußerlich nicht einmal dankbaren Violin-Konzertes von Sinding durch einen jungen Geiger. Auch die Moritz-Oper hat weder die Tafel voll Subvention noch den Mund voll Ankündigungen. Sie kann keine weiten

Sprünge machen, hat aber eine hübsche Menge von künstlerischem Können beisammen und giebt sich redliche Mühe. Wir hörten in der letzten Zeit eine öffentliche Aufführung der „Eugenotten“ und die Vollenbung des Cylus der Freien Volkshühne mit der „Zauberflöte“. In dieser Vorstellung hat jenes Theater (Raum des „Metropol“) den ungünstigen Eindruck der ersten „Don Juan“-Aufführung zu einem guten Teil wettgemacht. Mit Unvollkommenheiten in der Scenerie, mit Mängeln in der Durcharbeitung von Ensembles usw. muß man allerdings geduldig rechnen. Doch könnte in der „Zauberflöte“ manches doch etwas weniger harmlos verlaufen; beispielsweise gehört die „Menagerie“ nun einmal zu den Notwendigkeiten dieses Stückes, und in Anmut des Orchesterbortrages, in Präcision der Beleuchtungen usw. sollte doch noch mehr geschehen.

Von den Einzelkräften in diesen Aufführungen läßt sich im allgemeinen und mit Rücksicht auf die ökonomischen Verhältnisse viel Rühmliches sagen. Besonders eine Sängerin dürfen wir mit Recht vor allen nennen: Margarete König. Kamentlich ihre „Valentine“ in den „Eugenotten“ war eine in Gesang und Spiel prächtige Leistung. In der „Zauberflöte“ sind die Stimmen der „drei Damen“ so gewichtige Bestandteile des ganzen, daß man sie mit besten Kräften zu besetzen pflegt. Als erste der drei hat sich die genannte abermals bewährt, im Verein mit Frieda Hawliczek (zweite) und Martha Scherschek (dritte Dame — nicht wie angegeben angegeben); doch sollten aus ihren Terzetten noch einige Unreinheiten — besonders in einer von den Stimmen — getilgt werden. Gertrud Careni leistete diesmal als „Königin der Nacht“ verhältnismäßig Gutes; ihre kleine Stimme bedarf eben vieler Pflege und Weiterbildung. Nicht leicht ist Katharina Noeder (diesmal als „Pamina“) zu beurteilen. Es fehlt ihr viel; die Tiefenlage ist Mangarm, die Höhe nicht gleichmäßig; allein es liegt in ihrer Leistung so viel Sorgfalt und künstlerisch Vornehmes, daß dadurch allein schon ein gut Stück von dem Ernst erreicht ist, der in Mozors Oper siedt. Auch Lili Hungar („Pape Urbain“ und „Papagena“) giebt sich Mühe, aber mehr die Mühe des Innein. Die drei Knaben in der „Zauberflöte“ (Marianne Land, Elja Seidel, Meta Krähly) jungen Lobenswert. In den „Eugenotten“ war für einen abgesetzten Gast als „Margarete von Valois“ Annie Hardegen eingebracht. Eine solche Vereinskraft ist immer schon ein Plus, das gewürdigt sein will, und da geht man über gesungliche Einzelkräften gern freundlicher hinweg. — Unter den männlichen Gesangskräften forderte die Aufmerksamkeit ein Gast besonders heraus: Alfred Oberländer als „Raoul“ in den „Eugenotten“. Er ist jedenfalls einer der besten Tenore. Von den in den letzten Monaten „landläufigen“ Tenoren fricht er namentlich dadurch ab, daß er die hohen Töne zu meist dunkler und mehr mit einer sonst den tieferen Lagen eigenen Resonanz bildet. Das letztere werden viele Gesangstechniker bedenklich und zumal gefährlich für den Bestand der Stimme finden; ver gleicht man die thalächlich erzeugte Klangart, so ist uns dieses sonore Tönen immer noch lieber als das grelle jener Italiener und als das flache anderer. Bruno Hildebrand und Georg Runkly sind nun freilich nicht so stimmungsvoll wie solche Tenore. Doch der „Bois Nojé“ und besonders der „Tamino“ des ersteren, der „Tavannes“ und der „Monostatos“ des letzteren waren ganz anständig. Der Bariton Oscar von Lauppert, statt dessen wir neulich beim „Don Juan“ irrig Joseph Fanta — diesmal „Revers“ in den „Eugenotten“ — genannt hatten, bewährte sich wieder als tüchtige Kraft sowohl bei Meyerbeer („St. Bris“) wie auch bei Mozart („Der Sprecher“). Ludwig Frank gab hier den „Papagena“ mit hübscher Stimme und sollte — was freilich häufig zu momeiren ist — mehr Humor als All enthalten. Abgesehen von ein paar kleineren Partien können wir noch zu erfreulichem Abschluß zwei achtungswürdige Vah-Leistungen nennen: dort den „Marcel“ von Adolf Carlhof und hier den Sarastro des Heinrich Schöpping.

Aus dem Tierleben.

— Neues aus der Schönbrunner Menagerie. In der Wiener „Neuen Freien Presse“ lesen wir: Unter den Schönbrunner Novitäten des heurigen Frühjahrs gebührt der erste Platz einem allerliebsten malayischen Varen, der so zahm ist, daß er an einem Stettkchen wie ein Hund spazieren geführt wird. Wenn er in die Nähe eines Baumes gerät, ist er im An oben, und es bedarf dann großer Veredamkeit, um ihn wieder herunterzuloden. Daran haben die Kleinen ihren Hauptspaß, die Erwaachsenen beobachten aber eine andre merkwürdige Thotsache. Die reisenden Tiere, Löwen, Tiger, Hyänen, die den zu Hunderten sie umstehenden Menschen nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenken, geraten durch den Kleinen Waschbären in die allergrößte Aufregung. Sprungbereit und mit wilden, funkelnden Augen erwarten sie sein Vorüberkommen, und heulen und brüllen, wenn er vorbei ist. Seit Jahren haben sie kein Tier, das ihnen als mögliche Beute erscheint, im Freien gesehen, denn Hunde dürfen in Schönbrunn nicht geführt werden. Aber auch die Elefanten, die den Kleinen Waschbären ja nicht fressen wollen, trompeten wild bei seinem Herannahen. Die Menagerie besitzt jetzt wieder einen Orang-Utang — ein Weibchen von mäßiger Größe, dessen Wohlbe finden sich in ihren Augen spiegelt, die munter in die Welt blicken, während

die Vorgänger schon durch die unsägliche Traurigkeit im Auge ausdrücken, daß ihnen der Aufenthalt in Wien nicht behagt. Fräulein Orang-Utang ist noch sehr jung, und nach dem täglichen Verbräuche an Datteln, Bananen und Reis zu urteilen, etwas gefräßig. Sie hat zum Trinken einen hübschen Becher, den sie in hohem Werte zu halten scheint. Wird er etwas zu voll gegossen und macht der Wärter Miene abzugeben, so hält sie ihm die Hand zurück, beugt sich blinzeln vor und trinkt, ohne den Becher zu berühren, vorsichtig ab. Dann erst nimmt sie ihn zwischen die schlanken braunen Finger und führt ihn, ohne ein Tröpfchen zu verschütten, regelrecht zum Mund. Ihre Anhänglichkeit an den Wärter ist rührend, sie umhast ihn bei jeder Gelegenheit und schmieg sich so fest an seine Brust, daß er oft nicht weiß, wie er sie wieder los wird. —

Humoristisches.

— Der Humor im Gymnasium. Aus Diktaten und Auffäßen, die aus einem Gymnasium stammen, teilt die „Köln. Volkszeitung“ folgende Aussprüche mit:
 „Der Löwe brüllte so laut, daß man gar nicht hören konnte.“
 „Im 17. Jahrhundert wollten die Sprachreiner das Fremdwort „Kase“ durch den deutschen Ausdruck „Gesichtsbärger“ (statt „Gesichtserker“) ersetzen.“
 „Durch Lululus kam der erste Christbaum aus Asien nach Europa.“
 „Marich schonte bei der Eroberung Roms nur die Basiliken der Apostel Petrus und Paulus.“
 In einem Quartaneraussatz über einen Schülerausflug stand zu lesen: „Zu Mittag bekamen wir Kartoffeln und Rindfleisch, unsre Lehrer begnügten sich mit etwas Besseren.“
 Aus einem Aufsatz über den Rhein als Bild des menschlichen Lebens: „Nachdem der Mensch das Jünglingsalter verlassen, tritt er als gereifter Mann in die Ehe ein, welche sich sehr gut mit dem scharfen Bogen des Rheines bei Basel vergleichen läßt.“
 „Wein und Bier und geistliche Getränke.“
 „Unter Mohammeds Führung und im Glauben an das von ihm gelehrte Fatum stürzten sich die Araber in den dichtesten Kugelregen.“
 Unfreiwilligen Humor verraten auch folgende Schülerantworten: Der Lehrer stellt die Scherzfrage: „Warum trug Mörus einen Dolch im Gewande und keinen Revolver?“
 Antwort: „Er hätte sonst fürchten müssen, er könnte losgehen.“
 „Warum weigerte sich Sokrates, aus dem Gefängnisse zu entfliehen?“
 „Er glaubte, sie belämen ihn doch wieder.“
 Bei der Erklärung der Redewendung „Aus Lethes Strom trinken“ giebt ein Quartaner auf die Frage nach der Bedeutung des Wortes Lethe zur Antwort: „Lethe ist ein fester, lehmiger Boden (Lette).“
 „Warum war die Stadt Brundisium für die alten Römer so wichtig?“
 „Weil sie sich von dort nach Amerika einschifften.“
 Von dem Remeischen Löwen erzählt ein Sextaner: „Er hatte schon viele Menschen und andre Dchsen zerrissen.“ —

Notizen.

— Ringers „Beethoven“ ist für die Stadt Leipzig erworben worden. —
 — Herr Zeisler vom Prager Deutschen Landestheater wurde für das Berliner Schauspielhaus engagiert. —
 — In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden während der abgelaufenen Saison 100 Millionen Mark für theatralische Vergnügungen verausgabt, wovon allein 60 Millionen auf New York entfielen. —
 — In dem neu entdeckten Grabe auf dem Forum in Rom wurden schwärzliche, roh mit der Hand gearbeitete, gehackte Thongefäße von ältestem Typus aufgefunden. —
 e. Blumenpracht auf dem Vulkanstau. Wie aus St. Vincent berichtet wird, hat man in den Gärten der Stadt Kingstown auf St. Vincent, wo der Vulkanstau viele Zoll tief gefallen ist, selten so prächtige Blumen gesehen, wie jetzt. Diese merkwürdige Thatsache, die in Verbindung mit den letzten Vulkanausbrüchen steht, scheint die Behauptung einiger Gelehrter zu widerlegen, daß der Vulkanstau kein Düngemittel ist. Die Blumen haben sich so wunderbar entwickelt, daß dies jedem auffällt. Es wird auch überliefert, daß nach dem Ausbruch des Jahres 1812 die Menge des Ertrages auf den Gütern ganz beispiellos war. —
 — In Vausch und Vogen. Diese häufig angewandte stabsreimende Wendung bedeutet so viel wie „in flüchtigem Ueberfluge, annähernd, ungefähr“. Sie ist folgendermaßen zu erklären: Vausch ist = Vuls, Ausbäumung; Vogen bezieht den Gegenfah dazu, die Einbuchtung, die Wiegung nach innen. Etwas in Vausch und Vogen berechnen heißt also ohne Rücksicht auf kleine Abweichungen nach oben oder unten, nicht „nach der Schuur“, sondern eins ins andre, wobei es mit geringfügigen Verlusten nicht genau genommen wird. Die Stanzleisprache hat im Anschluß an die Wendung mit lateinischem Anklang die Zusammenfügungen, Vauschalsumme, Vauschalvergütung usw. gebildet, das heißt Ueberflugsalsumme, Vergütung in runder Summe. Die Verwandlung des V in P ist wohl rein willkürlich. —